



Peter Kunkel
Pater Alfonsos Schachtel
Ein Roman (fast nur) in Briefen

Folge 6

39

Französisch

Bukavu, den 19. Mai 1977

Verehrter Père Alphonse,

ich bin jetzt in Bukavu. Im Wald haben mich die Hutu jeden Tag geschlagen und vergewaltigt. Ich war auch krank. Bei den vielen Vergewaltigungen ist das Kind vorzeitig abgegangen. Es war noch ganz klein, so lang wie mein rechter Daumen und ganz bleich. Es war tot. Es war ein Mädchen. Ein Hutu hat es mir weggerissen und in den Bambus geworfen. Ich weiß nicht einmal wo. Ob es trotzdem zu Gott kommt? Wenn ja, ist es besser so. Ich weiß nicht, wer von den vielen sein Vater war. Wo hätte es aufwachsen sollen? Was hätte es tun sollen? Hier ist nirgends Platz für vaterlose Kinder. Für uneheliche schon eher. Aber irgendwohin muss jedes Kind gehören. Und ich habe ja auch keine Familie mehr. Sicher wäre es ein Verbrecher geworden. So ist es unschuldig. Dafür, dass Ihr es nicht hat taufen können, dafür kann es nichts. Ich bete jeden Tag für mein Kind. Ich bin sicher, dass es in den Himmel kommt.

Eines Tages sind einige Hutu wieder hinabgestiegen, um zu plündern und Proviant zu beschaffen. Sie haben einen Lastwagen überfallen, der hoch beladen mit Kästen Bier für die Soldaten war. Er stand mit einer Panne auf der Straße durch den Bambuswald nach Kisangani. Natürlich war er bewacht. Aber die Soldaten, die einen Wagen bewachen, sind immer feige und im Wald sowieso. So haben sie von dem Bier gesoffen, auch der Fahrer, bis sie neben dem Wagen lagen. Die Hutu haben ihnen den Hals durchgeschnitten und haben den Wagen auf der Straße ein Stück weiter gefahren, Richtung Walikale, wo es näher zu

unserm Lager war. Sie haben die ganzen Bierkästen in unser Lager getragen. Drei Stunden hat das gedauert. Sie hatten immer Angst, jemand kommt ihnen nach. Aber es kam niemand, und sie konnten alle Kästen hochbringen. Nur die Bambuti [Pygmäen] haben es gemerkt. Als die Hutu schon halb besoffen waren, standen plötzlich neun von ihnen am Waldrand, sechs Männer mit Speeren und Netzen und drei Frauen. Ganz still haben sie gewartet, bis die Hutu nicht mehr richtig mitbekamen, was vorging. Die Hutu haben nur noch gegrölt, als die Bambuti drei Kästen weggezogen haben. Dann sind sie einer nach dem andern umgefallen und liegengeblieben. Sie saufen noch schneller als wir Shenii [Stamm in der Region]. Die Bambuti haben die Kästen auf die Köpfe der Frauen geladen. Sie selbst hatten die Speere und Netze. Ich bin hinterher gelaufen und habe gesagt, dass ich auch einen Kasten Bier trage, wenn sie mich mitgehen lassen. Sie haben zugestimmt. Einer ist mit mir zurück, noch einen Kasten zu holen. Die anderen haben gewartet.

Er war schwer, der Bierkasten. Die Bambuti schlüpfen durch den Bambus, als wären sie Tiere. Ich war immer die letzte. Wenn ich nicht das Bier gehabt hätte, wären sie mir sicher davongelaufen. So haben sie immer gewartet, bis sie mich wieder sahen. Dann sind sie sofort weiter und hinter dem nächsten Bambus verschwunden. *Père*, ich war so allein. Als wir bei dem Lastwagen waren, befahlen sie mir, den Kasten abzusetzen und beim Auto zu bleiben. Sie sind weg und haben anscheinend ihre drei Kisten versteckt. Dann kamen sie wieder, holten noch meine Kiste und verschwanden. Ich war wieder allein. Viele Stunden. Ich hatte Angst vor den Tieren und dass die Hutu kämen. Ich stieg ins Fahrerhaus und duckte mich, wenn auch nur ein Wind ging.

Als die Sonne unterging, kamen die Soldaten. In einem Lastauto mit Jeep. Mit Gewehren und einem größeren Apparat, den sie Maschinenpistole nannten. Als sie den leeren Laster sahen, fingen sie an, auf ihn zu schießen. Ich schrie laut. Ich duckte mich und sah nicht, was weiter passierte. Plötzlich rissen sie von beiden Seiten die Türen auf und richteten viele Gewehre auf mich. Als sie mich sahen, fingen sie an zu lachen. *Père*, es war gut, dass ich Französisch konnte, denn sie waren nicht von hier. Sie konnten kein Kiswaheli und kein Masheni [Sprache der Shenii]. Aber auf Französisch konnte ich ihnen meine Geschichte erzählen. Es waren gute Menschen. Sie hoben mein Umschlagtuch hoch, aber als sie sahen, wie ich zugerichtet war, haben sie mich nicht vergewaltigt. Sie nahmen mich mit nach Bukavu. Sie haben mich im Hospital abgeliefert, bei Dr. Ngaliema und Dr. Constant. Das ist ein Belgier, der noch nicht lange hier ist. Hier ist es voll aber schön. Aber ich kann nicht bleiben. Jeden Tag kommen neue vergewaltigte Frauen, und es ist schon jetzt nicht genug Platz. Wenn ich wegmuss, was dann? Heimgehen kann ich nicht. Ich habe auch Angst, dass die Hutu mich dort finden, wenn sie wieder Proviant holen.

Père, ich schreibe Euch auch, um um Geld für das Hospital zu bitten. Darum hat mich Dr. Ngaliema gebeten. Für Medikamente, sagt er, neue Wäsche und andere kleine Sachen. Ihr könnt in Eurer Gemeinde eine Kollekte abhalten, meint er. Für mich wäre auch ein bisschen Geld gut. Ich weiß nicht, wovon ich leben soll, wenn ich hier raus muss. Schickt das Geld für mich aber lieber an Dr. Constant. Dann ist sicher, dass ich es auch bekomme.

Père, ich habe noch eine große Bitte. Betet für mein Kind, dass es in den Himmel kommt. Zu Gott! Auch wenn im Wald wilde Tiere seinen kleinen Körper gefressen haben. Ich bete dafür

immerfort. Aber Eure Fürbitte ist hundertmal mehr wert als alle Bitten einer Sünderin, wie ich es bin, obwohl ich nichts dafür kann. Ihr wisst sicher auch den richtigen Heiligen, der sich der vergewaltigten Frauen und ihrer Kinder annimmt.

Betet für mich und sendet mir Euren Segen!

Wishuki Madeleine

40

Französisch

Bukavu, den 19. Mai 1977

Hochwürden,

Madeleine bittet mich, ihren Brief an Sie zu adressieren und Ihnen zu schicken. Zu frankieren natürlich auch. Sie hat ja keinerlei Geld. Was aus ihr werden soll, wenn wir sie (halbwegs) geheilt entlassen müssen - der Andrang ist fürchterlich -, weiß man nicht. Selbst für das älteste Gewerbe der Welt wird sie auf lange Zeit, vielleicht für immer untauglich sein. Sie sind es hier zu Hunderten, und die Neuzugänge reißen nicht ab.

Wir verdanken Ihnen, Hochwürden, nicht nur die wenigen Medikamente, die wir haben, sondern auch, dass ich jetzt hier arbeite. Sie haben Ihren Orden über die Zustände im Kivu informiert, über Dr. Ngaliema, wie er mir gesagt hat, und der Orden hat nicht nur im Rahmen seiner beschränkten Möglichkeiten Medikamente geschickt, sondern auch die *Ärzte ohne Grenzen* auf die Katastrophe im Kivu hingewiesen - es ist kein Gebiet, das besondere Aufmerksamkeit der Medien auf sich zieht, und so ist es auch den Ärzten ohne Grenzen entgangen. Ich bin sozusagen der Vorbote. Ich hoffe, nicht nur wenigstens ein bisschen etwas tun zu können für die Leute um Bukavu, von denen besonders die Frauen ja Entsetzliches durchmachen, sondern auch durch meine Berichte meine Organisation dazu zu bewegen, weitere Ärzte, Medikamente und anderes einzusetzen.

Ich bin ein junger Arzt, vielleicht nicht an Jahren (Sie wissen ja, die medizinische Ausbildung ist lang), aber an ärztlicher Erfahrung. Ich habe bis jetzt vor allem in Lütticher Universitätskliniken gearbeitet. Ich möchte mich in Gynäkologie spezialisieren. Ganz fertig bin ich noch nicht. Ich habe es für notwendig angesehen, auch in anderen Fächern jeweils mindestens ein halbes Jahr zu arbeiten: Innere Medizin, Unfallmedizin, ein bisschen Chirurgie, Anästhesie. Das ist mir jetzt von großem Nutzen. Aber ich war in keiner Weise vorbereitet auf das, was mich hier erwartet hat.

Dr. Ngaliema muss sehr sorgfältig ausgebildet worden sein. Es ist eine Wohltat, ihn nach dem Schrecklichen, was man hier zu sehen bekommt, operieren zu sehen. Er hat fast künstlerische Chirurghände und bringt Frauen durch, denen man in Lüttich kaum noch eine Chance gegeben hätte. Mit einer Ausrüstung, die, würde ich sagen, schon vor dem Zweiten Weltkrieg als museumsreif bezeichnet worden wäre (ich übertreibe, aber nicht sehr). Was mich besonders schockiert, ist die mangelnde Hygiene. Sie ist zurzeit das große

Thema an Krankenhäusern in ganz Westeuropa. Immer wieder installieren sich bestimmte Erreger trotz intensiver und spezifischer Bekämpfung in unseren Hospitälern und richten anhaltenden Schaden an. Hier, wo durch eine schrankenlose Promiskuität (Sie müssen als Seelsorger darüber bestens Bescheid wissen) schon die klassischen Geschlechtskrankheiten frei zirkulieren, wird sozusagen nichts gegen die neuen, mutierten Erreger getan. Wie auch? Es fehlt an den allergewöhnlichsten Medikamenten (was wir haben, reservieren wir für die schlimmsten Fälle). Sauberkeit ist nicht angesagt, obwohl es eigentlich ausreichend Pfleger und Pflegerinnen (diese in der Minderzahl) gibt.

Dr. Ngaliema ist dafür zuständig, aber nicht wirklich schuld daran. Ich war anfangs maßlos schockiert über den Dreck und die Lumpen, die überall herumlagen. Viele Frauen haben nichts mehr anderes, und die Fetzen, mit denen sie gerade noch ihren misshandelten Leib kaschieren, lösen sich bei häufigem Waschen einfach auf, abgesehen davon, dass bei dem Andrang unsere sanitären Installationen überfordert sind. Aber weder Dr. Ngaliema noch ich sind imstande, uns mit der Organisation der Klinik zu beschäftigen. Manchmal denke ich, dass es fast ein Verbrechen ist, in total übermüdetem Zustand weiterzuoperieren. Und der Geruch im Hospital!

Das alles klingt sehr negativ, und so möchte ich am Ende doch sagen, dass wir nur einen Teil, einen zwar bescheidenen, aber realen Teil von dem erreichen, was wir sollten, aber nicht umsonst tätig sind. Dass uns die Medikamente, die uns Ihr Orden hat zukommen lassen, zusammen mit denen meiner Organisation eine unersetzbare Hilfe sind, und dass Dr. Ngaliema und ich Ihnen unendlich dankbar sind, dass Sie aus so weiter Ferne dazu den Anlass gegeben haben.

Madeleine, um noch einmal auf sie zurückzukommen, sorgt sie sehr um die himmlische Zukunft ihres Fötus, den sie draußen in der Wildnis verloren hat: er ist nicht getauft. Was kann man da tun?

Mit ergebenen Grüßen

Raoul Constant

P.S. Ich habe mir nach dem Beispiel der meisten Europäer in Bukavu und auch Dr. Ngaliemas ein Schließfach drüben in Rwanda eingerichtet: Raoul Constant, B. P. 396 Cyangugu, Rwanda.

Brüssel, den 15. Mai 1977

Lieber *Padre*,

Ihr habt Recht. Ich schreibe Euch zu viel von Ausschnitten, Haut, Knien und so fort. Abgesehen davon, schreibt Ihr, dass das meiste von dem, was ich darüber mitteile, eigentlich zu beichten wäre, nicht beiläufig in einem Brief, sondern im Beichtstuhl und mit

entsprechender Reue, sei es auch auf die Dauer ermüdend. Vielleicht ist es das, ja, für alle nicht Beteiligten. Aber bereuen? Wozu hat der Schöpfer uns in den Schädel eingebaut, dass ein schönes Frauenbein sofort eine Alarmglocke in uns auslöst? Und sich offen auszusprechen vor einem Priester, ist es nicht beinah unsere Pflicht? Und bedenkt, dass ich auf die Haut ausweiche, um nicht vollends in dem zu versinken, was Ihr als reine Pornographie ansehen würdet. Aber ich nehme Eure Ermahnungen demütig entgegen. Ich gelobe, das nächste Mal, wenn ich mich in einem Brief schwärmerisch über Isabeau äußere, mich auf goldene Worte, sagen wir, zu ihren Händen zu beschränken. Wenn ich's kann - oder soll ich auch das nicht? Heute jedenfalls nicht. Heute möchte ich ein anderes Schockerlebnis berichten.

Ohne Isabeau zu erwähnen, geht das leider nicht. Ich erlebte den Schock nämlich an ihrer Seite. Nach dem trostlosen Heimweg vom Theater hatte ich eigentlich keine Lust mehr zu weiteren gemeinsamen Unternehmungen, aber es ging nun schlecht an, von Delvaux' plötzlich wegzubleiben. Ich schlug also Isabeau vor, einen Spaziergang zu machen. Sie war sofort einverstanden, woraus ich entnehme, dass sie ein schlechtes Gewissen wegen des mehr oder weniger verdorbenen Abends hatte. Aber bitte nicht glauben, dass sich auf diesem Spaziergang etwas Beichtbares ergeben hätte.

Der Schock dieses Spaziergangs hatte eine andere Quelle. Am Vorabend war mir ein Bild von Kabungu unter die Hand gekommen. Von Zeit zu Zeit treibt es mich, etwas Ordnung in meine Dias zu bringen. Man kann sie vielleicht im Unterricht verwenden. Man kann sie auch auf den Computer setzen. Sie sind dann leichter aufzufinden als in all den Kästchen und Schachteln.

Isabeau und ich liefen über einen der sieben Hügel Brüssels. Ich weiß nicht mehr, welche Gemeinde es war und schon gar nicht welche Straße. Es war eine typische Brüsseler Straße, hübsche Häuschen in gefälliger Abwechslung, nicht die jede frohe Stimmung abtötende Monotonie, die bei einem Ausflug über die deutsche Grenze gleich in Aachen so auf den Magen schlägt. Nein, jedes Häuschen im ersten Stock mit einem halbmeterbreiten Schaubalkon ausgestattet und zu ebener Erde mit einer zinnernen Öllampe oder einer *Art-Nouveau*[Jugendstil]-Vase im Fenster, mit der Schauseite nach außen, zur Straße hin. Zwischen all dem – zugegebenermaßen nicht geschmacklosen – Mikroprotz stand plötzlich ein weißer Block von atemberaubender Scheußlichkeit. Schmucklos, was ja nicht unbedingt hässlich wirken muss. Es muss die phantasielose Reihung der Fenster gewesen sein, klein und burgartig. Ja, wie eine Festung sah das Haus aus, noch mehr wie ein Bunker, wie sie uns die Deutschen um Eupen herum hinterlassen haben. Das Scheusal konnte nicht gut im Krieg gebaut worden sein. Es war auch nicht anzunehmen, dass in einer der beiden Vorkriegszeiten errichtet worden war, zur Abwehr der nächsten deutschen Invasion sozusagen. Wofür es zwischen harmlosen Villen auch schlecht plazierte war.

„Jetzt weiß ich endlich, wo die grauen Väter ihren grässlichen Baustil herhaben“, sagte ich zu Isabeau. „Ich hab' mich immer gefragt, warum man unsere Schule, die Kirche und unsere Zimmer so scheußlich an das schöne Seeufer gesetzt hat. Belgischer Import.“

„Lies mal, was auf dem Schild am Gartenpfosten steht“, erwiderte Isabeau ruhig.

Da stand:

Graue Väter
Diözese Bujumbura
Gästehaus

„Du lieber Gott!“ entfuhr es mir. Könnt Ihr mir verzeihen? Gott, dessen bin ich sicher, tut es.

Wenn ich an das Holzhaus in Rukarabwa denke. Kein Wunder, dass Isabeau so ausgeglichen daherkommt. Als ich das erste Mal oben war, war es für mich ein gewöhnliches Haus, fast ein belgisches Spießerhaus, interessant nur durch die Unregelmäßigkeiten, die ich für das Werk einheimischer Zimmerleute und Tischler hielt. Erst nach und nach ging mir seine Harmonie auf und damit auch das Herz, wenn ich dort zu Gast sein durfte. Die Zimmer waren nicht groß, für Afrika sogar ungewöhnlich klein. Ich habe erst spät erfahren, dass Delvaux das Haus gar nicht selbst gebaut hat. Es soll ein französischer Aristokrat gewesen sein, der mit seinem Tee pleite ging, und Delvaux hat die Plantage verhältnismäßig günstig kaufen können. Ich bin dem Adel nicht besonders gewogen, schon gar nicht, seit ich seine Töchter unterrichten muss. Aber Geschmack scheint er zu haben. Es waren die Proportionen der Zimmer und Möbel, die doch eindeutig von einheimischen, im Zweifelsfall von dem Aristokraten selber angelernten Leuten hergestellt waren. Wie hat er es fertiggebracht ihnen das beizubringen? Es muss doch über ihr eigenes Gefühl für Ästhetik, ihr Verständnis für Stil hinausgegangen sein. Oder vielleicht doch nicht. Wenn ich an ihre Milchgefäße denke, die traditionellen natürlich...

Rukarabwa war so einfach gebaut wie Kabungu, aber die Proportionen stimmten. In Kabungu war alles klobig, ungeschlacht, abweisend. Gegen das Einfache, ja, selbst Dürftige muss man nichts einzuwenden haben. Das habe auch ich nicht. Aber wie deutlich wird Rukarabwas Glanz, wenn man sich die spießige Einrichtung der Delvaux'schen Wohnung ansieht. Beide, Michel und Ninette, haben sich wieder vom hiesigen Kulturgeschmack unterkriegen lassen. Es mag mit seinem Glasvertrieb zusammenhängen. Aber in Kabungu hatte man ständig das Gefühl, es war den Erbauern nicht genug, mit Schlichtheit den Mönchen jede ablenkende Lebensfreude zu nehmen, auf das sie sich voll auf Gott und ihre Mission konzentrieren könnten. Sie mussten ihnen auch die Freude an der Schönheit einer schlichten Umgebung nehmen, sie durch Hässlichkeit zu ästhetischer Demut und Widerwillen gegen Werke des Satans erziehen, wie sie anderen Menschen ein wenig Lebensfreude vermitteln.

Ich fürchte bloß, dass der Herr an der Tür der Kirche von Kabungu entsetzt zurückgefahren wäre, sofern auch nur eine Unze jener Freude zu seinem Wesen gehört, die die Mönche des Barocks in ihren Kirchen bei ihm vorausgesetzt haben. Er hätte wohl eine Weile gebraucht, um die Bewohner von Kabungu und das Volk drumherum als die Seinen anzunehmen und Kabungu als Durchgangsstation anzuerkennen. Kirche, Wohnhaus der Missionare, Autowerkstatt, Sonstiges wirkt, nein, es ist ein Bunker wie alle Architektur der Grauen Väter (ich wiederhole mich). Eine Burg, hinter deren Mauern sich die Verteidiger verschanzt zu haben scheinen. Sie haben keine Rüstungen, keine Langschwerter und keine Pistolen. Aber wirken nicht weniger bedrohlich durch ihre langen grauen Gewänder. Niemand vermutet, dass sie auf der Reise nach irgendwohin sind, gewiss nicht nach dem Himmelreich. Sie

wirken, als ob sie allein auf die Stärke ihrer Mauern vertrauten und dahinter auszuharren bis in alle Ewigkeit.

Padre, ich würde Euch diese Beschreibung Eurer alten Wirkungsstätte nicht zumuten, wenn ich nicht oft genug gespürt hätte, dass auch Ihr Euch Mühe geben musstet, nicht an ihrer Hässlichkeit zu leiden, in die Ihr ganz andere Triebe und Vorstellungen mitgebracht hattet. Es war nicht nur der Whist, der Euch immer wieder nach Rukarabwa geführt hat, es war die Sehnsucht, wenigstens auf ein paar Stunden die Trostlosigkeit von Kabungu los zu sein. Wahrscheinlich habt Ihr Euch diesen Wunsch niemals eingestanden – wie hättet Ihr es sonst in Kabungu ausgehalten? Ich habe diesem Leiden an Kabungu immer ihre Neigung zu sarkastischen, um nicht zu sagen, kaustischen Kommentaren zugerechnet. Kommentare, die freilich nie die Grenze zu wirklicher Kränkung und unchristlichem Urteil über ihre Mitmenschen, auch der vom Bösen beherrschten Mitmenschen überschritten, marodierende, völlig aus dem Gleis geratene Soldaten, Männer, die sich Mord als Lebensunterhalt angewöhnt hatten, Frauen, die ihr Handwerk auch weitertrieben, wenn sie wussten, dass sie jeden Freier mit ihrer Syphilis anstecken mussten, Denunzianten und abgrundtiefe Egoisten, an denen ich nichts mehr von Menschlichkeit und Menschenwürde entdecken konnte. Wahrlich, Ihr hättet eine freundlichere Umgebung verdient. Eine Umwelt, die den Rücken stärkt gegen das Abscheuliche, das nun einmal auf einen Priester zukommt.

Nach dem, was Ihr schreibt, scheint Ihr sie in Siguanhá endlich angetroffen zu haben. Möge sie Euch viele Jahre erhalten bleiben.

Ich freue mich auf Euren nächsten Brief.

Jean-Pierre

Brüssel, den 22. Mai 1977

Lieber *Père*,

von unserem Spaziergang zum Gästehaus der Grauen Väter wird Jean-Pierre Euch berichtet haben. Wenn man ihm zuhört, scheint er ja eine rege Korrespondenz mit Euch zu unterhalten. Er weiß einige lustige Geschichten aus Euren Briefen zu berichten, von den komischen spanischen Nonnen zum Beispiel. Er benutzt Eure Geschichten natürlich, um sich wichtig zu machen und den Eindruck seiner Betrachtungen über dieses und jenes abzumildern. Vor dem Burundihaus hielt er eine lange Rede über den Baustil Eures Ordens. Seine Schlussfolgerung aus der angeblichen Hässlichkeit - finde ich nicht! - war, dass die Patres Architekten sich offenbar große Mühe gegeben hätten, die Umgebung ihrer Mitbrüder so unattraktiv wie möglich zu machen, um sie zur Bescheidenheit anzuhalten. Er verstieg sich, zu behaupten, dass die Scheußlichkeit, wie er sagte, Tag für Tag anschauen zu müssen, als ästhetische Bußübung, wie er sich ausdrückte, wohl in die Ordensregeln eingebaut sei.

Um des lieben Friedens willen und weil ich mich neulich im Theater sehr schlecht benommen hatte, widersprach ich nicht. Aber so ein Blödsinn! Ich kenne nur wenige Graue Väter. Eigentlich nur einen, Euch. Ich hatte nie den Eindruck, dass Ihr Eurem ästhetischen Sinn irgendwelche Bußübungen auferlegt hättet, weder beim Anblick junger Mädchen noch bei den Produkten der Küche von Rukarabwa. Wir hatten einen guten *mupishi* [swaheli: Koch], nicht wahr?

Nun etwas anderes. Wen, meint Ihr, treffe ich immer öfter in der Stadt? Gut, wenn ich mich natürlich auf dem *Avenue de la Toison d'Or* [Goldenes-Vlies-Allee, eine der Hauptstraßen von Brüssel] herumtreibe, in der Nähe der *Porte de Namur*? (Es gibt dort ein tolles, nicht zu teures Kleidergeschäft). Unsern Jean Mwambutsa, jetzt König von Ngombe.[südliches Königreich der Sheni, des Stammes der um Kabungu und Rukarabwa siedelt]. Jean, mit dem ich einen großen Teil meiner Jugend verbracht habe. Sein Vater, der alte König, und noch mehr seine Mutter legten großen Wert auf gute Beziehungen zu meinem Vater. Dazu diente auch, die Kinder so oft wie möglich zusammenzubringen und ungestört ihren Spielen zu überlassen. Nun, Ihr wisst ja, was die Sheni unter ungestörten Spielen verstehen. Sünden im Sinn Eurer Kirche, Erziehung im Sinn der Sheni. Aber Ihr werdet Euch im Kivu wohl längst abgewöhnt haben, allzu viel Gewicht auf die Sündhaftigkeit solcher Beziehungen zu legen. Für die Mission ist es eine Überlebensfrage, nicht zu streng zu sein. Ich habe mir damals nicht viel dabei gedacht, dass ich meine Eltern nicht über die Natur unserer Freizeitgestaltung aufgeklärt habe. Besonders meinen Vater nicht. Ich wusste, dass er ein eifersüchtiger Pascha war, der alle Frauenzimmer unter seiner Gewalt verteidigen würde wie ein Hahn seine Hennen, unüberlegt und triebhaft, und dass meine Mutter in dieser Beziehung lasch und einsichtig war, nein, nicht einsichtig, gleichgültig.

Ich hatte ihn schon lange nicht mehr getroffen und war verblüfft, ihn so plötzlich vor mir stehen zu sehen. Ein Gefühl alter Intimität regte sich nicht. Ich war nur einen Augenblick verwundert, wie schwarz er war. Ihr könnt daran sehen, wie wenig ich an dem beteiligt war, was damals mit meinem Kinderkörper geschah. Mag sein, dass sich auch so viel Anderes und Schöneres zwischen damals und jetzt geschoben hat (Euch als erfahrenem und illusionslosem Beichtvater traue ich mich zu schreiben, was ich sonst niemand erzähle). Warum er immer noch in Brüssel sei? fragte ich Jean. Er druckste herum. Was wirklich geschehen war, erfuhr ich am anderen Tag von Angélique Bugesera. Sie kennt fast alle Afrikaner in Brüssel, was man ihrem Einsamkeitsgejammer niemals entnehmen würde. Kurz und gut, Jean war der Liebhaber der Frau des großen Manitu, wozu allerdings einige Chuzpe gehört, und ist irgendwann von ihm erwischt worden. Er wurde natürlich hinter Gitter gesetzt und tagelang von den Riesen der Leibwache zusammengeschlagen. Bis ihn der Prinz von Ijzensteijn freikaufte und aus dem Gefängnis schmuggeln ließ. Nun sitzt er in Brüssel. Geld hat er selbstverständlich genug. Mehr wie wir, möchte ich annehmen.

Ich glaube trotzdem, ich muss etwas für ihn tun. Schließlich ist er ein Kumpel aus Kindertagen. Ihr seht, auch hier ist allerhand los. Keine Blitze am Altar, keine durchgedrehten spanischen Nonnen. Aber zum Weinen ist es auch hier.

Ich glaube, ich muss Jean-Pierre ein bisschen erschrecken mit Jeans erotischen Abenteuern und Berichten aus meinen Kindertagen.

Père, ich habe Jean-Pierre an der Haustür einen Kuss gegeben. Einen langen Kuss. Er hat seinen Blödsinn mit soviel Ernst und Festigkeit vertreten, dass er mir plötzlich sehr gut gefiel. Er hat auf meinen Mund geschaut, dass es nicht mehr auszuhalten war. Ich fürchte, dass auch die Erinnerung an die Spiele mit Jean – König Jean – mich angeheizt haben, leider nicht für Jean den König von Ngombe, sondern für Jean, den Lehrer kleiner Mädchen. Was wird aus dem Kuss werden? Im Moment wünsche ich mir eigentlich, dass nichts daraus wird.

Père, warum hat Gott soviel Rohmaterial für die Sünde in uns eingebaut? Vielleicht betrachtet er es gar nicht als solches und schüttelt unwillig den Kopf über seine Kirche und ihren Missbrauch seiner Gebote. Könnte das sein?

Ich bitte Euch um Euren persönlichen Segen und dass Ihr für mich betet, dass ich das Richtige tue.

Isabeau

43

Niederländisch

Kabungu, den 17. Juni 1977

Lieber Bruder,

seid sehr bedankt für den langen Brief, der mir nicht nur Trost, sondern auch wertvollen Rat gegeben hat. Der gemeinsame Ausbildungsweg als Priester hat, das sehe ich jetzt, die kulturellen Wurzeln nicht überbrücken können, die mich von meinen Mitbrüdern hier in der Mission trennen, wenigstens teilweise. Es gibt Bereiche, in denen wir zusammenkommen und das auch tun. Auch von ihnen kommen gute Ratschläge, ohne die ich verloren wäre. Was aber nicht hindert, dass ich die Euren dringend brauche. Angeblich trennt mich eine Generation von Euch, gut, aber die gemeinsame Herkunft ist stärker, unser ‚plattes Land‘ Flandern.

Hier stehe ich am besten mit Bruder Mufunda. Ich bin seinem Rat gefolgt und gehe nicht mehr ins Stammesland, sondern empfangen die Pfarrkinder in der Mission. Die zairischen Frates scheinen nur darauf gewartet zu haben, mir die Abnahme der Beichten zu überlassen. Nachdem ich jetzt vier Wochen von morgens bis abends im Beichtstuhl gesessen habe, verstehe ich warum. Es ist eindeutig, dass das, was gebeichtet wird, mit der gelebten und gesündigten Wirklichkeit kaum etwas zu tun hat. Das gilt besonders für die Fornikation. Deren klagt sich auf Anfrage jeder an, auch die Frauen. Unterhält man sich aber außerhalb des Beichtstuhls mit den Leuten, so scheint es für sie ganz normal zu sein, dass alle mit allen schlafen. Die gebeichteten ‚Sünden‘ entstammen ganz offenbar einem Katalog, der noch aus der Kommunionslehre stammt oder sonst woher, egal, ob sie wirklich begangen oder gedacht worden sind oder ob sie das Gehirn nur flüchtig passiert haben. Wenn ich nachfrage und bestimmte Sünden benenne, die der Betreffende hinter sich hat, kommt immer ein „Ja“.

Es ist meinerseits eine Sünde, ich weiß es, aber ich habe eine Probefrage gestellt, obwohl ich das Resultat schon vorher wusste. Nämlich ob der Bauer, der vor mir saß, Pornobilder im Fernsehen betrachtet habe. ‚Führe uns nicht in Versuchung‘, beten wir täglich, und nun führte ich dieses Bäuerlein in Versuchung. Ich kenne es. Es wohnt nicht weit von hier auf einem Hügel. Er besitzt eine Strohütte, einen Bananenhain, mehrere Bohnenfelder, vielleicht zwei, drei Ziegen. Nur Kinder hat er viele. Ich habe sie auf der Tenne sitzen sehen, die jüngsten nackt, die älteren in isabellfarbenen bis dunkelbraunen Fetzen, die von ferne noch an Hemdchen und Höschen erinnerten. Der Mann antwortete auf meine Frage wie aus der Pistole geschossen: „Ja.“

Das Experiment hat mir jeden Elan für die Abnahme der Beichte genommen. Ohne dass sich das Geringste geändert hat. Jeden Tag drängen sich Beichtwillige vor der Kirchentür, und ich kann sie schließlich nicht ablehnen. Meine Mitbrüder gehen jeder Aussprache über die Beichte sorgfältig aus dem Weg. Sie wissen, was sie mir damit aufgehängt haben. Ich habe Prior Rwamangabwa mein Experiment gebeichtet. Er musste lachen. Er hat mir sozusagen mit der linken Hand Absolution erteilt.

Trotz des Massenandrangs schien ich nach vier Wochen die Beichtkinder alle zu kennen, wenn mir auch die schwierigen Namen schnell entfielen. Je länger ich im Beichtstuhl sitze, desto stärker fällt mir aufs Gemüt, dass ich bei diesem Verfahren nur einen winzigen Teil der Seelen erreiche, die unserer Mission anvertraut sind. Wenn ich in Eurem Brief von den Fahrten und Fußmärschen durch Wald und Gebirge lese, auf denen Ihr die fernsten Dörfer Eurer Pfarrei erreicht, fühle ich mich völlig unzureichend für die Berufung, an die ich bisher geglaubt habe. Ich mag gar nicht erst an die Leute denken, die Jesus vergessen oder nie gekannt haben. Die Bezeichnung ‚Mission‘ für unsere Station ist ein ständiger Vorwurf, fast ein Hohn für das, was wir hier tun, und ich gehöre auch zu denen, die versagen. Ich bin sicher, dass draußen noch viele, die sich nicht zu uns herunter trauen, auf den Segen des Herrn und der Kirche warten. Ganz abgesehen von denen, die nach brutalen Überfällen und Morden des christlichen Trostes bedürfen. Auch die Räuber und Vergewaltiger suchen vielleicht den Weg zu Gott – wer kann das wissen? Euer Brief hat mir gezeigt, dass es meine Pflicht ist, allen guten Ratschlägen meiner Mitbrüder zum Trotz, nicht ewig hier unten auf unsere Pfarrkinder zu warten, sondern mich früher oder später zu ihnen auf den Weg zu machen.

Bruder Mufunda hat den Kopf geschüttelt, als ich ihm diese Gedankengänge vorgetragen habe. Mit jenem übertriebenen Kopfschütteln, das sie alle zur Perfektion bringen, wenn sie einem *muzungu* [Weißen] deutlich machen wollen, dass sie mit dem, was er vorschlägt, nicht einverstanden sind. Er rät mir, wenn ich mich für den Herrn unbedingt in Gefahr bringen wolle, wenigstens ein paar Soldaten zu meinem Schutz mitzunehmen. Vielleicht hätte ich auch unter meinen Beichtkindern welche, die bereit wären, mich zu begleiten? Nein? Dann wolle er sich erkundigen, vielleicht über einen ehemaligen Mitschüler im Priesterseminar. Ob die Leute nicht wegrennen würden, wenn ich mit Soldaten bei ihnen aufkreuze. Wenn ich mich laut genug ankündigen würde, meinte Bruder Mufunda, vielleicht nicht. Ich müsse allerdings von ferne deutlich machen, dass die Soldaten zu meinem Schutz mitkämen und

mich nicht etwa verhaftet hätten. Auch sei gut, wenn die Soldaten nicht allzu viel stehlen und von den Leuten erpressen würden.

Schöne Aussichten. Manchmal überkommt mich, zu meiner Schande sei es gesagt, der Gedanke, Eure Gänge über Land seien einfacher und aussichtsreicher als das, was mir hier bevorsteht. Auch wenn ihr schreibt, dass Taufen, Heiraten und Messen für die Toten die Leute nicht von ihrem Heidentum abbrächten, sondern für sie zusätzliche Riten zu denen seien, die ihnen aus vorkolumbianischer Zeit überkommen wären und die sie immer noch ausführen. Von dem, was meine Sheni [Stamm, der um Kabungu siedelt] aus alter Zeit an Glaubensvorstellungen bewahrt haben und vielleicht noch praktizieren, weiß ich sozusagen nichts, außer dass sie sehr zaubergläubig sind. Selbst meine Mitbrüder glauben an Zauber, namentlich an bösen. Im Übrigen vermeiden sie geschickt jedes Gespräch über einheimisches Glaubensgut, und es wäre für mich doch so wichtig, zu wissen, wo ich anknüpfen kann und welchen Vorstellungen ich entgegentreten sollte.

Wenig habe ich mir vorgestellt, wie hilf- und wirkungslos ich in Kabungu dastehen würde. Ich hoffe, durch die Gänge in die Außenbereiche nützlicher werden zu können und konzentriere mich darauf, sie geistlich und praktisch vorzubereiten. Ich weiß, dass meine Hoffnungen übertrieben sind. Aber ich meine zu spüren, dass sie von Gott kommen. Aber wie könnten sie? Gottes ist die ganze Welt, und so ein kaum erwachsener Mensch, der seines Weges noch gar nicht recht gewiss ist...

Alle gute Wünsche und Gottes Segen für Euer Werk! Betet für mich!

Gelobt sei Christus!

Henrik van der Elst

Lieber Bruder

im Ordenshaus in Guatemala heißt es, Ihr seid des Deutschen mächtig. Den beiliegenden Brief bekam ich von einer durchreisenden Deutschen und wüsste gern, was von ihm zu halten ist. Ein deutscher Bekannter in der Hauptstadt behauptete, der Brief sei dumm (aber die Dummen sind auch Gottes Kinder) und unverschämt. Da er aber nach dem spanischen Wort ‚unverschämt‘ lange suchen musste, kann er auch etwas anderes gemeint haben.

Vielleicht handelt es sich um einen geistlichen Hilferuf. Wir hätten in diesem Fall kein Recht, die Dame abzuweisen oder zu ignorieren. Daher meine Bitte um Beistand. Nicht zu übersetzen. Ich weiß, dass Ihr eine der größten Pfarren des Landes habt und keine Zeit an so etwas wenden könnt. Schreibt mir doch einfach, was die Tendenz des Briefes ist, und wenn es ein Hilferuf ist, was genau die Dame erbittet.

Ich hoffe, Euch eines Tages im Ordenshaus zu begegnen.

Alles guten Wünsche und Gottes Segen für Euer Werk! Gelobt sei Jesus Christus.

Fray Rainoldo Domínguez Miranda

Deutsch

Höchst, den 20. April 1975

Hallochen Pfarrer,

ich bin Maike Kornbauer. Freunde nennen mich Ma. Ich war im Frühjahr mit einer Harry-Gutmann-Reise in Guatemala. Nie vorher von dem Land gehört, war aber im Billigangebot. Sind also Susan und ich nach Guatemala gefahren. Komisches Land. Gott, was haben die Leute uns rumgeschleift. Aber davon will ich jetzt nicht reden. Zuletzt waren wir in La Democracia. Kann man sich wenigstens merken, den Namen. Da haben wir die Riesenköpfe neben dem Rathaus besichtigt. Hässliche Dinger mit Hängebacken wie mein Großvater. Liegen auf der Seite, dass man sie nicht mal richtig angucken kann. Der Reiseführer redete unentwegt. Das einzige, was ich behalten habe, dass es auch welche in Mexiko gibt, aber viel größere. Ist ja klar, Mexiko ist größer wie Guatemala. Jedenfalls war es grässlich heiß bei den Köppen.

Nachmittags hatten wir keine Besichtigungen. Was bei der Hitze auch nicht mehr zu verkraften gewesen wäre. Dein Kaff ist deprimierend. Lauter einstöckige Häuser. Mit Dreck bespritzt von oben bis unten. Kleine vergitterte Fenster. Susan meinte, wir sollten in die Kirche gehen. Da gäbe es indianische Bräuche. Su will immer und überall indianische Bräuche sehen. Ich dachte mir, in der Kirche ist es wenigstens kühler. War's auch. Aber es war Betrieb, schlimmer als in unserer Disko am Samstagabend. Du liefst in einer Art Abendkleid herum, bunt wie ein Papagei. Na, wenn einer meiner Freunde so daher käme, würde ich sofort türmen. Dann waren noch drei Jungs da, die hatten genau so was an. Du hast offenbar was gesagt, aber bei dem Krach in der Kirche verstand man kein Wort. Du hattest einen Teller und ein Riesenweinglas, mit denen du dich produziert hast. Ich fragte Susan, ob das indianische Bräuche seien. Nä, sagte sie, das ist ein gewöhnlicher katholischer Gottesdienst. Woher soll ich das wissen?

Und jetzt kommts. Plötzlich kam einer von den Jungs den Gang runter und schwenkte nen Topf herum, aus dem irre Mengen Rauch kamen. Soll Weihrauch gewesen sein, erklärte Su nachher. Also, indische Räucherstäbchen sind schon besser. Rauch fade. Aber wir saßen direkt am Gang und kriegten eine volle Wolke mit. Seitdem huste ich bei jedem Wetterwechsel. Mein Freund sagt, ich könnte Schadensersatz verlangen. Aber ich bin ein gutmütiges Luder. Schick mir einfach 2 indianische Ohrclips und wir wollen die Sache gut sein lassen. Aber indianische müssen es sein, damit Susan sich ärgert.

Schick sie an die Adresse von meinem Freund. Joe Grobmann, Grauweiler Straße 784, 6641 Fadelhausen. Aber schnell, Wir trennen uns nämlich bald wieder,

Tschüss Ma

Niederländisch

(Randnotiz)

Abgeraten zu antworten.

45

Englisch/Arabisch

Ansichtspostkarte *Lago de Izabal* [Izabal-See, Guatemala]

(Kein Datum)

Danke.

Sidi El-Arabi Mansur

(Name zuerst in arabischer Schrift)

Anm.: !!! Aribert Schmidt Außenstelle Frachtzentrum

46

Spanisch

Pine Grove, den 15. Oktober 1977

Verehrter *Padre* Alfonso,

zwei Jahre bin ich nun hier in Kalifornien, und immer noch ‚illegal‘. Eine kaum bezahlte Gelegenheitsarbeit nach der andern, ich weiß schon gar nicht, was ich so getan habe. Jetzt haben sie mich wieder aufgegriffen, beim Pflücken, und ich bin wieder im Gefängnis. Nach den Zitronen haben wir Kumquats gepflückt, bis keine mehr auf den Bäumchen waren. Die sind viel kleiner, und so machen sie mehr Mühe als die Zitronen. Es ist immer noch eine gute Arbeit. Solange hat unser Patron die Einwanderungsbehörde fern gehalten, ich weiß nicht wie und will es auch nicht wissen. Dann kam die Abrechnung. Er hat es gemacht wie die Zuckerrohrpflanzler an der Pazifikküste bei uns: er hat alles, was wir in seinem Laden gekauft haben, vom Lohn abgezogen. Wir konnten ja nicht raus, weil wir sofort als Illegale verhaftet worden wären. Wenigstens hat er uns das erzählt. So mussten wir in seinem Laden kaufen. Die Schwarzen, die mit uns arbeiteten, haben uns erzählt, dass die Preise dort doppelt so hoch wären wie in den Läden in der Stadt. Sie haben uns manchmal was zu besserem Preis mitgebracht, aber vollständig konnten sie uns auch nicht mit Essen versorgen. Nach dem Abzug unserer Einkäufe blieb mir kein Geld, um zurück nach Siguanhá zu fahren. Um uns loszuwerden und keinen Ärger mit der Plantage zu haben – so hat er uns gesagt – hat er uns selber bei der Einwanderungsbehörde gemeldet. Er hat ihr sogar Laster zur Verfügung

gestellt, die die Mexikaner an die Grenze bringen. Sie werden abgeschoben auf die andere Seite. Wer nicht Mexikaner ist, wird im Gefängnis ‚aufbewahrt‘, bis sich eine Lösung findet. Sagt der Übersetzer. Was für eine Lösung soll das sein?

Hier im Gefängnis ist es etwas besser als im Gefängnis damals an der Grenze. Wir sind nur zu acht in einer Zelle, und das Essen ist für US-Verhältnisse einigermaßen anständig. Wir müssen arbeiten, den Stadtpark putzen, helfen Gerüste aufzustellen für Buden. Offenbar gibt es eine Art Fest des Stadtpatrons [Heiligen], so ähnlich wie bei uns. Ohne uns natürlich. Die Arbeit ist leicht. Beahlt wird sie nicht. Aber was soll werden? Was macht Elisa? Das Kind muss doch inzwischen geboren sein. Hat *Doña* Otilia sie hinausgeworfen? Ist es ein Junge oder ein Mädchen? Nicht einmal das weiß ich.

Allein werde ich es nicht schaffen, hier herauszukommen. Könnte ich wenigstens nach Mexiko zurück! Wer kann mir helfen? Und wer Elisa? Elisa könnt nur Ihr helfen, *Padre*, obwohl ich auch nicht weiß wie. Ihr habt viele Menschen in Eurer Gemeinde, die noch ärmer dran sind als ich. Das weiß ich. Richtig schlecht geht es mir hier eigentlich nicht. Mit Schrecken denke ich an das Gefängnis an der Grenze zurück. Aber ewig hier bleiben kann ich doch auch nicht. So setze ich meine Hoffnung auf Euch, *Padre*. Nicht dass Ihr mir nochmal Geld schickt, aber mir vielleicht einen guten Rat geben könnt. Oder Ihr wisst Dominikanerbrüder hier in der Nähe, die ein gutes Wort für mich einlegen dort, wo meine Sache festhängt. Könntet Ihr das?

Alle guten Wünsche für Euch und Eure ‚Familie‘, unter der ja auch die Mutter von einem meiner Kinder ist. Ich möchte Euch um Euren Segen bitten, den ich als Sünder bitter nötig habe.

Mit Ehrerbietung

Jacinto

47

Kekchí

(Kein Datum)

Hochverehrter Padre,

man hat mir erzählt, dass Jaime Chuj bei Dir angefragt hat, ob Du nach Chejhá kommen kannst wegen der Hochzeiten und der Taufen. Er hat Dich in Siguanhá abgeholt, damit Dir unterwegs nichts passiert und Dich von seinem jüngeren Bruder wieder zurückbegleiten lassen, und es ist nichts passiert.

Unser Dorf gehört nicht zu Siguanhá, aber unser Ort hat schon lange keinen Pfarrer mehr, nur einen *brujo* [Zauberer oder Hexer = Priester der alten, vorkolumbianischen Religion]. Unser Dorf Santa María Chacchín liegt hinter dem Wald, wo nur ein Priester wie Du hinkommt, der sich nicht fürchtet. Deshalb möchten wir Dich bitten: wenn Du nach Chejhá

gegangen bist, komm doch bitte auch zu uns. Auch hier gibt es viele Kinder zu taufen. Ich bin ein Alter von der *Cofradía* [religiöse Bruderschaft und oberste Autorität der indianischen Gemeinde] San Agustín und werde dir einen Mann schicken, wenn du uns schreibst, wann Du kommst und den Brief dem Jungen mitgibst, der diesen Brief bringt.

Hier im Dorf gibt es zwei Ladino[Mestizen]familien. Ihnen gehört das beste Land. Wie sie es erworben haben, weiß ich nicht. Einige von uns müssen für sie arbeiten, als Pacht, weil sie auf dem Land ihrer Finca leben. Es war vorher ihres, aber die Ladinos haben es vom Staat gekauft. Niemand von uns wusste, dass man das tun muss, wenn das Land wirklich uns gehören soll. Wir waren in Cobán bei einem Advokaten. Er sagt, es ist sehr teuer und hat uns für diese Auskunft zwanzig Quetzales [entspricht 20 US-\$] abgenommen. Wenn schon eine Auskunft so teuer ist, können wir das Land niemals bezahlen. Es heißt, dass es in Cobán Nonnen gibt, die den Kekchí helfen, ihr Land zu behalten. Weißt Du, wieviel das kostet? Meine beiden Söhne sind zum Zuckerrohrschneiden an die Küste gegangen. Vielleicht bringen sie soviel Geld mit, dass wir das Land kaufen können, auf dem wir und unsere Väter immer Mais gepflanzt haben. Auch die Großväter, Urgroßväter und ihre Väter, soweit wir wissen. Sicher werden unsere Enkel es wieder neu kaufen müssen.

Du siehst, wir brauchen nicht nur unseren *brujo*, damit die Heiligen und die Sonne uns helfen, sondern auch Dich, dass du Deinen Segen über uns und unsere Felder sprichst, und die Nonnen in Cobán, dass sie uns helfen zu unserem Land.

Ich habe die beiden Ladinos, *Don Manuel* und *Don Pepe*, gefragt, ob sie uns helfen, dass Du kommst, mit Autos oder mit Pferden oder wie immer. Don Manuel hat gesagt, er glaubt nicht an Jesus Christus und deshalb braucht er keinen Pfarrer. Don Pepe hat gesagt, er will erst mal wissen, wann Du kommst. Das heißt, er will auch nichts für Dich und uns tun. Sie haben auf ihren Fincas ein solches Durcheinander. So schlecht gepflanzten Kaffee, dass sie wahrscheinlich gar kein Geld haben, um Dich anständig abzuholen. So musst Du leider zu Fuß kommen, aber zwei oder drei von uns werden Dich begleiten und aufpassen, dass keine Schlange Dich beißt und kein Puma Dir in den Weg läuft. Auch kein Jaguar.

Ich erwarte Dich. Wir alle erwarten Dich. Sogar die Ladinos, wenigstens ihre Frauen. Komm bald.

Ignacio Pop Batz

Brüssel, den 21. März 1978

Lieber *Padre*

es wird Euch aufgefallen sein, dass ich lange nicht von meinen neunzehn frechen Mädchen, jetzt Klasse 12a, berichtet habe (natürlich sind sie alle versetzt worden). Oder auch nicht. Ihr werdet vielleicht zu meinen Gunsten angenommen haben, dass ich sie gezähmt oder besser

bezhämt hätte. Leider oder Gott sei Dank ist das nicht so. Ihre Überfälle auf das so freudig bereite Opfer werden seltener – oder vielleicht nicht einmal das. Und den letzten will ich Euch nicht vorenthalten, denn sein Thema fällt nun wirklich in Eure Domäne.

Schon wenn man den Unterricht vorbereitet, stößt man mitunter auf Themen, deren Ärgerlichkeit vorprogrammiert ist. Ich habe Euch den Ablauf einen solchen Überfalls schon mehrfach geschildert. Die jungen Damen, perfid nach Charlotte Brontë, warten gespannt auf Anzeichen, ob das, was der Lehrplan dem Lehrer („Professor“ nach Charlotte Brontë) vorschreibt, mit den Ansichten, die er hinter seiner Denkerstirn zu verbergen sucht, vielleicht nicht unbedingt in Einklang zu bringen ist. Wie die Geier stürzen sie sich auf diesen Zwiespalt. Jede, aber auch jede, manchmal sogar die Prinzessinnen aus königlichem Hause, kann sich nicht genug tun, die Meinung des „Professors“ ans Licht zu zerren, die einen, um ihr scheinheilig beizupflichten, die anderen, um ihr heftig zu opponieren. Aber erst, wenn die Beipflichterinnen sich gebührend ausgebreitet haben. Der arme Unterrichter wird geschont. Scheinbar. Eine perfekte Regie. Es sind schlaue Geschöpfe, und diesmal ging es um eine Geschichte aus dem Neuen Testament. Könnt Ihr mir raten, wie ich den Dämchen beikommen soll, ohne aus der christkatholischen Glaubenslehre auszuscheren?

Petrus. Er weinte bitterlich, als der Hahn zweimal gekräht hatte. Eure/Unsere Kirche betrachtet ihn als ihren ersten Papst. Sie leitet daraus den Anspruch ab, einzig legitime Nachfolgerin der Urgemeinde zu sein. Aber die Geschichte mit dem Hahn bleibt ein Makel auf seinem Bild. Dreimal hat er Jesus verleugnet, genau wie der Rabbi vorausgesagt hatte. Zweimal hatte sich jemand erinnert, ihn mit Jesus gesehen zu haben. Das dritte Mal verriet ihn sein Dialekt, und da soll er sich mit Fluchen und Schwören vergessen haben. Ich habe bisher niemand getroffen, der versucht hat, ihn zu verteidigen. Bis auf meine Schülerinnen.

Nun bitte: Jesus betet im Garten Gethsemane. Er ringt mit seiner Angst. Und bittet seine elf Jünger, mit ihm zu wachen und zu beten. Sie haben den langen Marsch von Galiläa nach Jerusalem hinter sich, zu Fuß, meinen meine Schülerinnen. Das war zwar zwei Tage vorher, aber Agnès wusste, dass nach einer Anstrengung sich die wirkliche Müdigkeit erst am zweiten Tag einstellt. Jedenfalls müssen sie so erschöpft gewesen sein, dass sie einfach in sich zusammengesunken sind. Sie schlafen und sind auch von einer neuerlichen Bitte Jesu, mit ihm zu wachen und nicht zu schlafen, nicht aufzurütteln. Da erscheinen die von Judas geführten Schergen der Geistlichkeit. Einer der Jünger, Petrus, wie der Evangelist Johannes behauptet, rafft sich auf und haut einem dieser Brüder ein Ohr ab. Das Schwert dafür hat Jesus laut Lukas selbst besorgen lassen, um sich gegebenenfalls verteidigen zu können (das haben die jungen Damen noch im Unterricht herausgefunden). Jesus verweist ihm diese Tat und klebt das Ohr wieder an. Alle elf laufen davon.

Hier erhob sich ein heftiger Sturm in der Klasse.

„Wenn man sich nicht mal wehren darf.“ rief jemand.

Ich ließ mir die Stelle zeigen, wo von dem Schwertkauf berichtet wird. Es gibt sie. Lukas 22, 35-37. Zwischen Abendmahl und Gethsemane schickt Jesus die Jünger aus, ein Schwert zu besorgen. Die Jünger haben schon zwei oder besorgen zwei. Das geht aus dem Text nicht klar hervor.

„Wozu lässt Jesus das Schwert besorgen, wenn er den, der es dann auch benutzt, schimpft und den Effekt sofort rückgängig macht?“, fragte Martine.

„Nach all seinen Wunderheilungen konnte er wahrscheinlich nicht anders“, hörte ich ganz leise aus einer hinteren Reihe. „Es war ein Reflex: Abbes Ohr - Ankleben.“ Vorsichtigerweise überhörte ich das. Es war auch so noch schlimm genug.

„Man kann ihnen doch wirklich nicht übelnehmen, dass sie davonlaufen“, protestierte Geneviève mit lauter Stimme. „Man versetze sich doch mal in ihre Lage. Die Situation ist heikel. Die Zukunftsaussichten mehr als dunkel. Einer von ihnen reagiert so, wie es der Rabbi doch offensichtlich geplant hat: mit Widerstand. Wozu hat er sonst das Schwert besorgen lassen? Der Rabbi, meine ich. Und der Rabbi, um dessentwillen sie doch schließlich zu allem bereit sind, wechselt mit seiner Ohrenkleberei plötzlich die Seite! Also, da wär ich auch davon gelaufen.“

Ich bemühte mich, mit „Liebet Eure Feinde!“ und dem bereits geoffenbarten Heilsplan des persönlichen Opfers Jesu aus der Affäre zu ziehen, erntete aber nur verächtliches kurzes Schnaufen.

„Jesus hätte die Jünger wenigstens besser informieren sollen.“

Zum Glück hatte er das. Aber es dauerte eine ganze Weile, bis wir die entsprechenden Stellen gefunden hatten und in der Passionsgeschichte weiterfahren konnten.

Wo die Jünger sich verkriechen, ist nicht überliefert. Im Neuen Testament steht es jedenfalls nicht. Einer kommt zurück, Petrus. Im Johannes-Evangelium ist noch ein zweiter erwähnt, ‚der dem Hohenpriester bekannt war‘ und deshalb in dessen Palast gehen darf. Ein Namenloser. Sollte er mit dem Johannes identisch sein, der nachher unter dem Kreuz steht und dem der sterbende Jesus seine Mutter anvertraut? Meine Schülerinnen waren misstrauisch. Der Evangelist heißt Johannes, angeblich ein Jünger des Herrn. Schämte er sich vielleicht, davongelaufen zu sein, und entsann sich deshalb falsch, je länger er lebte, desto falscher? Das ist ja ein ganz bekanntes Phänomen und weit verbreitet. Erbarmungslos wandten die jungen Damen ihre psychologischen Kenntnisse auf die Passionsgeschichte an. Agnès, auch von Adel, bemerkte spitz, er habe jedenfalls nicht das Kreuz genommen, als Jesus darunter zusammenbrach. Sie holten einen ahnungslosen Fußgänger - natürlich einen Immigranten (wenn auch vielleicht Jude) - von der Straße herunter und hängten ihm das Kreuz auf. Simon von Kyrene, nicht Johannes. Wenig wahrscheinlich, meinte Agnes, dass der Jünger Johannes Jesus auf dem Kreuzweg begleitet hat.

Sicher schien uns allen nur, dass Petrus zurückgekommen ist, obwohl er beim Passahmahl sehr schlecht behandelt worden war und gerade noch die Geschichte mit dem Ohr erlebt hatte. Wahrscheinlich ist er dem verhafteten Jesus gefolgt, wenn auch von ferne. Es war mutig von ihm (und von dem namenlosen Jünger), denn es musste sich ja inzwischen herumgesprochen haben, was im Palast des Hohenpriesters vor sich ging. Sehr weit scheint er nicht gekommen zu sein. Die wenigen Angaben in den Evangelien weisen auf eine Art Wachstube hin, in der auch Mägde ihrer Arbeit nachgehen. Jedenfalls Personal, das keinerlei Einfluss auf den Gang der Dinge hat. Höchstens dass das grobe Volk sich an dem Jünger des

religiösen Verbrechers vergreift, ohne seine Oberen zu benachrichtigen. Womit nichts erreicht ist. Offenbar ist Petrus noch nicht so erpicht auf das Martyrium wie die zahllosen Heiligen, die als Statuen und Altarbilder unsere Kirchen bevölkern und stolz die Werkzeuge vorzeigen, mit denen sie hingerichtet worden sind. Ich nehme an, und meine Schülerinnen mit mir, er hatte vor, irgendetwas zu unternehmen, um Jesus aus dieser Foltermaschine herauszuholen. Das konnte aber nicht gelingen, wenn er gleich bei den untersten Chargen der Schinder stolz verkündet hätte, ich gehöre auch zu diesem Rabbi. Er hat geweint - darin waren wir uns am Schluss einig - weil ihm klar wurde, dass nichts mehr zu machen war.

Ich habe einen Aufsatz über das Thema schreiben lassen, damit die jungen Damen sich nicht nur mit ihm beschäftigten, um ihren Lehrer zu ärgern, sondern auch zu dem stehen müssen, was sie so keck und unverbindlich von sich geben.

Eine, Stéphanie, entwickelte eine (mich) besonders bewegende Szene: sie erfand eine große Halle, an deren einen Ende das Feuer loderte, am dem sich die Kriegsknechte, die Mägde und auch Petrus wärmten (zum Passafest ist es manchmal noch sehr kalt, wusste sie), an deren anderen Ende Jesus gegeißelt wurde. Er habe Petrus gesehen und ihm einen Blick zugeworfen. Sicher habe er vorher gewünscht, Petrus möge nicht eingreifen, weil sein Martyrium von Gott gewollt sei. Unter den Schlägen der Henkersknechte sei aber, so meinte das Mädchen, für eine kurze Zeit nur der Mensch Jesus in seiner ganzen Not und seinen Schmerzen übriggeblieben. Einen Augenblick der Mutlosigkeit habe er ja schon im Garten Gethsemane gehabt, in Erwartung dieser Schmerzen. Jetzt, unter der Folter, sei in seinem Blick kein Vorwurf gewesen, sondern nur die nackte Bitte um Hilfe. Ein Grund mehr, nein, der einzige Grund, dass Petrus hinausgegangen sei, als ihm die Tränen kamen. Natürlich sollten die Frauen und Männer am Feuer ihn nicht weinen sehen, vor allem aber nicht Jesus, der damit in seinem Elend kaum getröstet worden wäre. Eine anrührende Geschichte. Ich bedauerte nur, dass sie mir so gar nicht durch die Evangelien gedeckt schien. Ist sie aber, *Padre*. Bei Johannes steht ausdrücklich, dass Jesus ihn nach den drei ‚Verleugnungen‘ ansah.

Das andere Mädchen, das sich mit einem besonderen Aufsatz abhob, war Geneviève. Sie brachte eine Überlieferung aus der *Résistance* [Widerstand] der Hugenotten in Südfrankreich ins Spiel. Rühmend wird berichtet, dass die Calvinisten ihre Gottesdienste in der Einöde der Cevennen abhielten. Sie stellten Wachen aus, und wenn ihnen die Panduren Ludwigs XIV. auf der Jagd nach Hugenotten gemeldet wurden, zerstreuten sie sich, eine Hacke in der Hand, und von den Panduren nach Hugenotten gefragt, hatten sie solche noch nie gesehen. ‚Sie haben nicht aufgegeben‘, und die Augen meiner Familie leuchten, schrieb das Mädchen, wenn einer von ihnen nur das Wort ‚Cevennen‘ ausspricht. Ob einer von den Pastoren auf der wilden Heide auch einmal über die drei Verleugnungen des Petrus gepredigt hat? ‚Es wird immer mit zweierlei Maß gemessen‘, schloss sie ihren Aufsatz (ich hoffe, dass sie diesen Satz nicht nur aus dem eisernen Grundbestand der Überzeugungen ihres Lehrers übernommen hat).

Es hat damit geendet, dass wir eine Gesellschaft zur Ehrenrettung des ersten Papstes gründeten. Makellos soll er sein und bleiben. Er soll geehrt werden, dass er als einziger der Jünger (abgesehen von dem zweifelhaften Namenlosen) seine Angst überwunden hat, in die Höhle des Löwen gegangen ist und versuchen wollte, etwas für seinen Rabbi zu tun.

Ich weiß, ich passiere wieder die Grenze des Erlaubten, Aber nur mit einem Fuß, möchte ich sagen. Wie meistens ist es mir Ernst, und ich hoffe, bei Euch auf Verständnis, wenn auch kaum auf Zustimmung zu stoßen. Wie gesagt, haben sie Euch zum Beitritt zu unserer Gesellschaft eingeladen. Aber es geht wohl zu weit, viel zu weit...

Würdet Ihr auf jeden Fall meine Mädchen unbekannterweise in Eure Fürbitte einschließen. Es lohnt es sich, und nötig haben sie es auch.

Glück und Segen für Eure Arbeit.

Jean Pierre

49

Französisch

Brüssel, den.28. Dezember 1977

Mein lieber *Père* Alphonse,

wenn Ihr hört, was ich möchte, werdet Ihr Euch sagen: wenn er was will, meldet er sich, sonst überlässt er die Korrespondenz seiner Tochter, und auch die schreibt selten genug. Oder Ihr denkt: Gott sei Dank, dass ich so selten Brüsseler Probleme auf den Hals kriege und auch die bräuchte ich eigentlich nicht, ich hab' hier genug zu tun. Trotzdem bitte ich um Eure Hilfe, *Père*, nicht von einem Priester, sondern von einem ‚Alten vom Kivu‘, und zwar von einem, vor dem mein ungeratener Nachwuchs noch Respekt hat. Da gibt es nur einen, soviel ich sehe, und das seid Ihr. Ich will nicht sagen, Ihr solltet Isabeau den Kopf waschen. Das ist vielleicht mein geheimer Wunsch, aber es klingt so ordinär, aber ein bisschen ernst mit ihr reden, beziehungsweise ihr schreiben und die Dinge ins rechte Licht rücken, dafür wäre ich Euch sehr zu Dank verbunden.

Also: zu Weihnachten hat mir ein anderer ‚Alter vom Kivu‘, Etienne De Bonte von der Plantage Monbijou in Rumangabe, ein Buch geschenkt. Wenn er gewusst hätte, was für Szenen er damit in meinem Haus heraufbeschwört, hätte er's vielleicht gelassen. Der Verlag heißt Smoeck, ein, entschuldigt, *Père*, geradezu lächerlich flämischer Name, und ein flämischer Verlag ist es auch, wie der Klugscheißer Jean-Pierre Colson gleich wusste. Das Buch ist glücklicherweise übersetzt, ins Französische, was mir sehr entgegenkommt. Titel : *Die Erinnerung an die Kolonialzeit im Kongo. [La mémoire du Congo le temps colonial. Editions Snoeck/Musée royal de l'Afrique centrale.]* Soll ich Euch ein Exemplar schicken? Vielleicht gibt es noch ein flämisches Exemplar. Mir gefällt das Buch. Reich illustriert. Es zeigt, was wir getan und geleistet haben.

Aber jetzt hättet Ihr mal Isabeau hören sollen, als sie das Buch durchgeblättert hat!

„Ja schon.“ Dies auf meine Bemerkung über die belgischen Leistungen. „Aber nun schau doch mal die Belgier auf den Fotos an! Abgesehen davon, dass sie sich aufblasen, dass einem einfach übel davon wird, treten sie überall als Chefs und Lehrmeister auf. Und die doofen Afrikaner immer nur als arme Schweine, möglichst nackt. Selbst die *Evolués* [„Enwickelten“:

kolonialer Ausdruck für mehr oder weniger europäisierte ‚Eingeborene‘ im belgischen Herrschaftsbereich] in ihren Anzügen, was machen sie doch für eine kümmerliche Figur neben den Herren aus Flandern und der Wallonie! Selbst dort, wo die neuen Unterkünfte für Minenarbeiter gezeigt werden, die doch beweisen sollen, auf welcher unerhörten Kulturstufe wir sie gehoben haben. Zur Hälfte, fast schon zu drei Vierteln, leben sie wie wir. Deine Leute in Rukarabwa jedenfalls nicht. Jaja, ich weiß du konntest sie nicht besser bezahlen als die anderen Pflanzer die ihren (die haben natürlich gesagt, sie können ihre Leute nicht besser bezahlen als du deine, versteht sich)“ Hier schlich sich der feige Colson leise davon. „Seien wir ehrlich, du hattest auch nie die Absicht, es zu tun. Und Behausungen, die auch nur von ferne unserem Haus glichen, wolltest du ihnen auch nicht bauen.“

Ihr seht, Isabeau produziert sich, das heißt, sie reproduziert den üblichen Mist, mit dem gewissenlose Leute das junge Volk überfluten. Indoktrination nenne ich das. Die Jungen beten nach, was sie vorgekauft bekommen. Persönliche Erfahrung spielt keine Rolle. Wir machen dazu vielleicht ein paar (zugegebenermaßen nicht immer besonders intelligente) Witze und gehen zur Tagesordnung über. Sollten wir besser nicht. Wir haben diesen Unsinn im eigenen Haus. Von unseren eigenen Kindern wird er uns an den Kopf geworfen. Schließlich waren sie arme Schweine, die Schwarzen, wenigstens als ich in den Kivu kam, und ihre Behausungen waren mehr als dürftig. Dürftigst waren sie, selbst bei denen, die von überall *Matabishi* [Bakschisch] bekamen. Als wir gehen mussten, waren sie weiß Gott besser dran.

Und dann entdeckte Isabeau in dem Buch ein Bild, und über das ging der Krach erst richtig los. Ninette hat ihn mit dem Einwurf „Kinder hört doch auf, euch zu zanken! Das lohnt sich doch nicht!“ noch kräftig angeheizt. (Wenn sie ihren diversen Theaterabenteuern nachreist, vermisste ich sie; man sollte es nicht glauben. Aber wenn man wünscht, sie säße für ein paar tausend Franken weit weg im Parterre der Met oder der Scala, ist sie natürlich hier). Also: das Bild war von einem gewissen Tshibumba Kanda Matutu gemalt. So stand darunter. Natürlich nie gehört von dem Mann. Ninette klassierte es unter ‚naive Malerei‘, ganz im Stil des Zöllners Rousseau. „Hat sich wirklich großartig Rousseaus Stil angeeignet.“ Da es sich aber um ein Werk der so übel behandelten Afrikaner handelt, fand Isabeau das Wort ‚naiv‘ höchst unpassend. Es handle sich, bitte schön, um ‚*peinture populaire*‘ [Volksmalerei]. Der gewisse Tshibumba Kanda Matutu hat vorsichtshalber gleich dazu geschrieben, was es darstellt: *Stanley arrive au Congo* [Stanley kommt im Kongo an]. Man sieht Stanley von hinten. Er trägt einen weißen Tropenanzug und einen weißen Tropenhelm. Blütenweiß. Er muss für den feierlichen Einzug in sein neues Tätigkeitsfeld einen Washtag eingelegt haben. Hinter ihm schreiten zwei Träger, etwas dürftig mit Lendentüchern bekleidet. Sie tragen Tropenkisten auf dem Kopf, die eher modern aussehen und von denen man sich fragt, wie diese schwächlichen Gestalten sie auch nur auf Brusthöhe gewuchtet haben. Stanley selbst trägt ein zu klein geratenes Gewehr auf dem Rücken und stützt sich im Gehen auf einen Stock, der nicht vollständig entastet ist. In der Tiefe des Bildes sieht man Hütten mit niedrigen schneeweißen Wänden und bemerkenswert ordentlichen Strohdächern. Aber die Hauptsache sind ihre Bewohner. Sie fliehen mit hohen Sprüngen nach allen Richtungen (außer auf Stanley zu). Sie sind pechschwarz (die angolesischen Träger sind eher braun) und tragen ebenfalls Lendenschurze, leuchtend weiße und zartrosa Lendenschurze, als hätten

auch sie sich für den Empfang des Fremdlings in Schale geworfen (in sehr rudimentäre Schale).

Und jetzt sagte ich etwas zugegebenermaßen Dummes. Es rutschte mir einfach heraus.

„Es freut einen schon, wenn die Brüder mal wieder vor einem Weißen davonlaufen.“

Isabeau fiel sofort über mich her: „Als ob du das nicht oft gesehen und selber provoziert hättest. Die sind lang genug vor dir davongelaufen.“

Ich: „Nach der Unabhängigkeit nicht mehr.“

Isabeau: „Das wäre wohl noch nachzuprüfen.“ Unverschämte Göre. Und weiter: „Die ahnen vielleicht, was ihnen mit der Ankunft der weißen Teufel bevorsteht. Ich meine die Kongolesen auf dem Bild.“

Jetzt kommen die Verbrechen König Leopolds II., dachte ich und wurde falsch. Ich habe gesagt, dass das alles schon ewig lange her sei, dass wohl doch ziemlich übertrieben wäre, was heute alles darüber in Umlauf gesetzt werde. Dass Belgien nach dem zweiten Weltkrieg alles daran gesetzt hätte, den Kongo, und auch Rwanda und Burundi, nicht nur wirtschaftlich, sondern auch sozial voran zu bringen: fast flächendeckende medizinische Versorgung in diesem Riesenland, mehr Schulen als sonstwo in Afrika außerhalb der Südafrikanischen Union, Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen und Siedlungen in den Bergbaugebieten. Na, Euch brauche ich das alles nicht aufzuzählen. Isabeau solle doch nicht schon wieder mit dem alten König Leopold anfangen. Père, ich habe mich selber mattgesetzt, denn das Bild, über das der Zank ausgebrochen war, zeigte ja genau das, womit Isabeau nicht anfangen sollte: Stanley im Dienst des Königs und der Einrichtung seines ‚Freistaats‘. So bekam Isabeau Oberwasser.

„Ich fange gar nicht damit an. Stanley fing damit an, und das werden die Leute, die da ausreißen, auch gewusst haben.“

Ich : „Über die Buschtrommeln etwa?“

Isabeau: „Funktionieren doch ganz gut, Papa. Auch heute noch.“

Ich: „Also: erstens wären sie genauso davongelaufen, wenn plötzlich der Nachbarstamm am Horizont aufgetaucht wäre. Zweitens wären sie vor jedem sonderbar Angezogenen davongelaufen, weil damals noch die arabischen Sklavenjäger unterwegs waren.“

Isabeau: „Ach, ihr mit euren arabischen Sklavenjägern!“

Ich: „Es hat sie wirklich gegeben.“

Isabeau : „Ein Glück für die alten Kolonialbelgier. Sie können jede Viecherei im Kongo mit der Vertreibung der arabischen Sklavenhändler rechtfertigen und versuchen, uns König Leopold als altruistischen Befreier aufzuschwätzen.“

Ich: „Reiß nur alles nieder!“

Isabeau: „Und warum hat Belgien dem König schließlich den Kongo weggenommen?“

Ich: „Gut. Aber du weißt doch selbst, wo Tschibumba, ich meine, dieser Maler, überhaupt etwas von diesem Stanley gehört hast. Auf dem Dorf vielleicht? Unterwegs auf dem Markt? Von Stanley hat er in der Missionsschule gehört und nirgends sonst. Und irgendein blöder Missionar hat ihm das Nötige vom bösen Stanley dazu erzählt (das tun Eure Amtsbrüder ja leider heute immer noch, das könnt Ihr nicht leugnen, *Père*). Mit anderen Worten, es ist alles mal wieder auf weißem Mist gewachsen.“

Isabeau: „Ist ja egal, wie er dazu gekommen ist, der Bumshiba.“

Ich: „Tshibumba.“

Isabeau: „Meinetwegen.“

Ich: „Und außerdem hat er sich beim Malen wahrscheinlich gar nicht so viel gedacht, wie wir jetzt in das Bild hineinlegen. Ich jedenfalls freue mich nach all den Zusammenstößen und Schindereien meiner letzten Jahre in Rukarabwa, dass da welche vor einem Weißen davonrennen, bloß weil er ein Kindergewehr auf dem Rücken hat.“

Gespräche nach einem nur allzu bekannten Muster, nicht wahr? Es ist zu traurig.

Zu guter Letzt nahm Isabeau das Buch mit in die Universität, fotokopierte das Bild und hängte es über ihren Schreibtisch. So kann sie zu ihm aufblicken und sich jedes Mal wieder über die bösen Weißen in ihrer Heimat aufregen. So gehen wir langsam dahin, *Père*. Noch studiert Isabeau. Die Jahre fliegen, und diese Generation wird das Ruder übernehmen. Die heute damit herumhantieren, sind allerdings oft noch schlimmer, was die Verhunzung unserer kolonialen Leistung angeht.

Chantal hat gelacht, als ich ihr heute morgen das Bild zeigte. Die Schultern von Stanleys Jackett seien sehr schlecht gestopft und seine schwarzen Stiefel unmöglich für das Klima. Seine Füße müssten gräulich gestunken haben, meinte sie, wenn er die Stiefel ausgezogen hätte. Was die Durchziehschurze der Afrikaner angehe, so seien die Tutsi zu dieser Zeit auch nicht mit viel mehr bekleidet gewesen, aber wesentlich eleganter. Schön gefleckte Rinderfelle und zartes Geknüpfe. Sie habe das im Ethnographischen Museum von Butare gesehen (auch von Belgiern eingerichtet. Ohne uns wüssten diese Brüder nicht einmal, wie sie früher ausgesehen haben).

„Ja, sie haben die Hutu ihre Häute und Knüpf Sachen für sich herstellen lassen“, kommentierte Isabeau Chantals verträumten Blick. Ihr ist wirklich nicht zu helfen.

Noch dazu stimmt es nicht. Ich habe mich per Telefon bei einem Ethnologen in Tervuren erkundigt, so verärgert war ich. Gerade die feine Handarbeit sei das Reich der Tutsifrauen gewesen. Sie hätten schließlich nichts anderes zu tun gehabt. Weil nämlich die Hutudienerinnen alle Haus- und Feldarbeit erledigt hätten. (Diesen Nachsatz habe ich Isabeau vorenthalten.)

Schön unser Familienglück, nicht wahr? Was sagt Ihr dazu? Ist es nicht schön, wieder einmal aus und über Euren alten Wirkungskreis zu hören beziehungsweise zu lesen? Ich fand, Ihr müsstet auch ein bisschen an unserem familiären Frieden teilhaben, daher dieser Brief.

Hauptsächlich wollte ich mir natürlich die Verbitterung über diese missratene Tochter von der Seele reden, und das bei jemand, der bei aller Verschiedenheit der Anschauungen versteht, wie sehr mich ihre Reden treffen. Wenn Ihr ihr wenigstens das klarmachen könntet, wäre ich sehr zufrieden und aufrichtig dankbar.

Möge es Euch gut gehen. Mögt Ihr neben der Arbeit Zeit haben, mit jungen Leuten über solche Themen zu streiten.

Der Brief wird verspätet ankommen, aber um Euch ein gutes neues Jahr zu wünschen, auf dem soviel Segen ruhen möge wie auf den vergangenen, reicht es noch allemal.

Michel Delvaux

